

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 28 (1948-1949)
Heft: 7

Artikel: Die Armee des Kleinstaates und der Krieg der Zukunft
Autor: Züblin, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE ARMEE DES KLEINSTAATES UND DER KRIEG DER ZUKUNFT

VON GEORG ZUBLIN

Jeder Krieg beginnt auf einer bestimmten Stufe der technischen Entwicklung. Diese setzt sich zusammen aus einer eindeutig bestimmbaren Komponente, nämlich dem, was im letzten Konflikt hat verwirklicht werden können, und einer weniger genau zu umschreibenden: dem, was in der Friedenszeit an Neuem geschaffen worden ist. Je länger die Friedensperiode und je rastloser die Fortschritte der Technik, um so schwieriger wird es zu bestimmen, welches das Gesicht eines neuen Krieges, wenigstens in seinen Anfängen, sein wird, denn zu unterscheiden, was bloß geplant und was tatsächlich fabrikmäßig hergestellt werden kann, ist nicht einfach. Wie der Krieg sich in seinem weiteren Verlauf erst gestaltet, scheint jeder kühler Berechnung schon deswegen entzogen zu sein, weil diese Weiterentwicklung nicht nur an technisch-wissenschaftliche Faktoren gebunden ist, sondern weitgehend auch von menschlich-moralischen Größen bestimmt wird, die in ausgesprochener Weise die dem Krieg an sich innewohnende Unsicherheit verkörpern. Eine wissenschaftliche Entwicklung und die Möglichkeit ihrer technischen Verwirklichung lassen sich zur Not noch einigermaßen voraussehen. Wie aber die Menschen, Freund und Feind, sich mit ihren Auswirkungen zurechtfinden werden, entzieht sich schlechterdings jeder Prognose. Es scheint mir, daß aus diesen Tatsachen zunächst zwei Folgerungen zu ziehen sind:

- je länger die Friedensperiode, um so ungewisser der Aspekt der Kriegseröffnung.
- es scheint zwecklos, das Gesicht der Kriegseröffnung auf mehr als eine verhältnismäßig beschränkte Zeit, sagen wir 10—15 Jahre hinaus, voraussehen zu wollen.

Kleine Staaten sind in ihren Mitteln beschränkt, ihr Bestreben geht daher dahin, auch in der Organisation ihrer Streitkräfte Wertbeständiges zu schaffen. Mit andern Worten: da sie nicht laufend große Geldbeträge frei machen können und ihre Industrie auch nur eine sehr begrenzte Leistungsfähigkeit hat, suchen sie nach Lösungen, die auch nach zwanzig und mehr Jahren zweckmäßig sich erweisen

sollen. Daher die Tendenz, sich in *einer* Richtung festzulegen. Sie wird dadurch gefunden, daß man gewissermaßen den Krieg vereinfacht. Ich erinnere an die Vorschläge von Herrn Oberstdivisionär Sonderegger, der unsere Armee ganz auf den Gebirgskrieg einstellen wollte, und diejenigen von Herrn Oberstdivisionär Gertsch, der eine ausschließlich mit Maschinengewehren ausgerüstete Armee plante. Sobald nun aber diese Richtung etwas genau untersucht wird, zeigt es sich, daß sie der Mannigfaltigkeit des Kriegsgeschehens kaum gerecht wird. Und daraus ergibt sich dann wieder der Hang zur Stagnation, weil niemand bestimmen kann oder will, was geändert werden soll. So scheint es mir typisch, daß es immer wieder (und dies nicht nur im Ausland, sondern auch bei uns) diejenigen sind, welche zunächst extreme, wenn auch an und für sich diskutierbare Gedanken vertreten, die dann im Handkehrum bereit sind, weiter abzuwarten, damit irgend eine sich abzeichnende Entwicklung noch genauer verfolgt werden kann, eine Diskussion weiter klärend wirken soll, ehe zur Tat geschritten wird. Leider entscheidet, hier wie im Leben, allein das Handeln. Und gerade der Kleinstaat kann nicht warten. Er führt, noch viel weitgehender als die Großmacht, mit dem Krieg, was er zu Beginn eines Konfliktes hat, denn er ist kaum in der Lage, während des Krieges Neues zu schaffen.

Die technische Entwicklung von Kriegsgerät aller Art ist heute an eine langjährige Forschungs- und Entwicklungsarbeit auf möglichst breiter Grundlage gebunden. Es scheint mir fraglich, ob Kleinstaaten auf vielen Gebieten heute überhaupt in der Lage sind, sich an dieser Arbeit maßgebend zu beteiligen. Wie im bürgerlichen Leben sind sie darauf angewiesen, die Rolle des kleinen Mannes zu spielen, der zwar auch das eine oder andere erfinden kann, im wesentlichen aber darauf angewiesen ist, Endprodukte, die andere entwickelten oder gar fabrizierten, zu kaufen oder nachzubauen. Ein brauchbares Gerät, das vorhanden ist, anzuschaffen, auch wenn es vielleicht nicht allen Bedürfnissen entspricht oder in einigen Jahren durch besseres teilweise überholt sein könnte, ist meistens klüger, als abzuwarten, bis das noch vollkommeneren Gerät erfunden und fabriziert worden ist. Es sei denn, man sei gewiß, daß in absehbarer Zeit kein Krieg droht. Denn die Kriegsführung des Kleinstaates stützt sich auf den Vorrat.

Zu diesem Vorrat gehört aber nicht nur, was der Kleinstaat im Hinblick auf einen möglichen Konflikt heute oder in der Zukunft anzuschaffen beabsichtigt, sondern auch das, was von früher her schon vorhanden ist. Der Wert dieses Materials mag teilweise bestritten sein, zum großen Teil ist es jedoch meist durchaus brauchbar. Denn, wenn auch jedes Material mit der Zeit veraltet, so verläuft dieser Alterungsprozeß doch nie so rasch, daß schon nach wenigen Jahren

das Prädikat «unbrauchbar» am Platze wäre. Auch Großstaaten sind an das vorhandene Material gebunden, soweit sie nicht in der Lage sind, nach vollständiger Abrüstung ein neues Heer zu schaffen. Wie einesteils vermieden werden muß, mit Rücksicht auf das Vorhandene eine Weiterentwicklung zu hintertreiben, so kann auf der andern Seite das Bestehende nicht einfach unberücksichtigt bleiben. Daraus ergibt sich, daß Altes und Neues irgendwie in einen organischen Zusammenhang gebracht werden müssen. So kann die Wandlung des Heeres eines Kleinstaates nur schrittweise vor sich gehen; die Schritte aber müssen möglichst radikal sein. Warum?

Wir sagten oben, daß der Kleinstaat an der Forschungs- und Entwicklungsarbeit auf dem Gebiete der Waffentechnik wohl nur eine untergeordnete Rolle spielen kann. Seine beschränkten Mittel gestatten ihm nicht, fortlaufend die verschiedenen Spielarten der Entwicklung mitzumachen. Seine Armee würde sonst nur allzu bald einer Musterkarte aller möglichen Waffen, aber immer nur in kleinen und für den Krieg unbrauchbaren Serien, gleichen. Es gab und gibt derartige Armeen; glücklicherweise nicht bei uns. Doch wenn dieses Übel vermieden werden soll, dann muß man sich eben von Zeit zu Zeit entscheiden, das Neue anzuschaffen und zwar in genügenden Mengen, daß damit auch Krieg geführt werden kann. Den für den Entscheid zutreffenden Zeitpunkt zu wählen, ist schwierig. Aber auch Kleinstaaten pflegen in ihren Heeren hierarchische Spitzen zu haben, deren Aufgabe ausgerechnet darin besteht, zu entscheiden! Gerade die Beschränktheit der eigenen materiellen Möglichkeiten zwingt dazu, aus dem *bestehenden* Stand der Technik das Möglichste herauszuholen. Es ist ja für den Kleinstaat besonders gefährlich, im Hinblick auf eine mögliche zukünftige Entwicklung, die noch in weiter Ferne steht, *bestehende Lücken* nicht zu schließen. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß die gesteigerte Feuerkraft einerseits, der raschere Ablauf der Operationen andererseits den Verschleiß an Material gesteigert haben. Nach einem Mißerfolg ist heute die Lage häufig die, daß zwar ein Großteil des schweren Materials verloren gegangen ist, die Mehrzahl des Personals aber hat gerettet werden können. Will man letztere weiter verwenden, so benötigt man Materialreserven. Es kann daher eine einzige Garnitur heute weniger als je genügen, und die kleine Serie taugt für den Kampf nichts. Um aber Material in größeren Mengen auf Vorrat fabrizieren zu können, wird es notwendig, die Serie so billig wie möglich zu halten, d. h. auf jeglichen Luxus in der Ausführung zu verzichten. Es ist für den Kampf besser, eine größere Anzahl billiger Geräte zu besitzen, als eine kleinere Anzahl besser ausgestatteter. Im Frieden vergißt man diesen Umstand leicht, weil jeder einzelne Freude am «schönen» Material hat.

Ein Kleiner wird in der Zahl der Mittel immer unterlegen sein. Das gilt für Waffen und Personalbestände. Er muß es in Kauf nehmen, möglicherweise von der Übermacht des Größeren erdrückt zu werden. Ist er aber dazu in seiner Rüstung noch technisch rückständig, so läuft er Gefahr, nicht von einer Mehrheit, sondern von einer technisch hochwertig ausgerüsteten Minderheit (die einer Großmacht angehört) geschlagen zu werden. Man vergißt nur zu rasch, daß materiell besser ausgerüstete Minderheiten ganze Erdteile erobert haben. Und darin scheint mir für die Armee eines jeden Kleinstaates die Hauptgefahr zu liegen: weil die Zahl der eigenen Mittel im Verhältnis zu derjenigen des Gegners gering erscheint, eine weitere Entwicklung sich nie eindeutig abzeichnet, hofft man auf dieses oder jenes verzichten zu können, obschon es heute zur normalen Ausrüstung der Heere gehört. Nehmen wir als Beispiel den Panzer. Um dessen kostspielige Anschaffung zu umgehen, hofft man, es werde später gelingen, eine billige Abwehrwaffe zu bauen oder der Charakter des Panzers werde sich ändern. Beides ist möglich. Aber inzwischen bauen die als Gegner in Betracht fallenden Großmächte fröhlich Panzer der herkömmlichen Bauart, wohl doch kaum um sie veralten zu lassen.

Der Kleinstaat darf sich nicht auf derartige Spekulationen einlassen. Denn der Charakter der Gefechte, die seine Armee zu bestehen haben wird, hängt weitgehend von der Rüstung des präsumptiven Gegners ab, und es ist zwecklos, deswegen, weil man selbst nicht über die gleiche Bewaffnung verfügt, zu hoffen, es sei gewissermaßen möglich, dem Gefecht einen andern Charakter zu geben. Der Versuch ist zwar schon wiederholt gemacht worden. Er ist aber immer dann zum Scheitern verurteilt, wenn der Kampf sich unter Umständen, abspielt, die es dem Gegner erlauben, seine technisch zweckmäßigeren Mittel einzusetzen. Und das dürfte doch wohl in der Regel der Fall sein. Denn es ist der Gegner, der das Ziel seines Angriffes bestimmt und die zu diesem Zwecke notwendigen Mittel bereitstellt. Die Reiter des Mahdi vermochten gegen die Maschinengewehre Kitschners ebensowenig auszurichten, wie eine auf sich selbst gestellte Infanterie von heute gegen Panzertruppen, oder die alten Eidgenossen bei Marignano gegen die französische Artillerie. Im Gefecht entscheidet das Feuer; ob die betätigten Waffen zur Armee eines Kleinstaates oder einer Großmacht gehören, bleibt sich gleich. Die qualitativ überlegene Bewaffnung des einen wird, wenn der Qualitätsvorsprung ein wesentlicher ist, dem Feinde die größeren Verluste beibringen.

Dagegen kommt der Zahl der beidseitig eingesetzten Mittel, technische Gleichwertigkeit vorausgesetzt, nicht die Bedeutung zu, die ihr häufig zugemessen wird. Das hängt damit zusammen, daß der

an Zahl Überlegene selten Gelegenheit findet, alles einzusetzen, der an Zahl Unterlegene aber durch geschickten Einsatz seiner Mittel sehr wohl zeitweise eine Überlegenheit erringen kann. Daraus erklären sich in erster Linie die doch häufig festzustellenden Erfolge von Minderheiten gegen Mehrheiten. Sie gründen sich auf die größere Kunst der Führung und die Energie im Durchstehen wollen, also die Moral. Gerade letztere aber erträgt ein allzu großes Mißverhältnis im Charakter der zum Einsatz gelangenden Mittel nicht. Mit einer Halbparte kommt man einem mit Speer und Panzer bewehrten Ritter noch bei, mit Karabiner und Maschinengewehr jedoch keiner modernen Panzerformation. Andererseits ist dagegen die Kunst des Führens keineswegs an die Zahl der vorhandenen Mittel gebunden. Auch der Kleinstaat kann Truppen und Führer so gut ausbilden, daß sie einem Gegner ebenbürtig sind, und auch darin liegt für ihn eine Möglichkeit des Erfolges.

Abschließend glaube ich folgern zu können, daß der Kleinstaat *im Frieden* die Lücken seiner Rüstung zu schließen hat, und daß er bestrebt sein muß, seine Armee in allen wesentlichen Punkten derjenigen seines möglichen Gegners technisch gleichwertig auszurüsten. Der beschränkte Umfang seiner Mittel wird von selbst dazu führen, daß es ihm nicht möglich sein wird, alles Wünschbare anzuschaffen. Freiwillig aber auf das Notwendige deswegen verzichten zu wollen, weil heute auch das Notwendige kostspielig ist, ist ein Fehler, der sich im Kriege durch unnütze Verluste und Mißerfolge rächt. Vollends verkehrt aber scheint es mir, Notwendigkeiten zu verleugnen. Die Einführung eines Gerätes in allen Armeen, die unter ähnlichen Bedingungen zu kämpfen haben, ist stets ein untrügliches Zeichen dafür, daß dieses ganz allgemein als notwendig empfunden wird.

So wird, ob willentlich oder nicht, die Armee eines Kleinstaates rüstungsmäßig äußerlich mehr oder weniger die Züge der Armee einer Großmacht tragen. Es hat dies mit Großmannssucht nichts zu tun, sondern ist ganz einfach die Folge der Tatsache, daß man den Kampfmitteln des Gegners qualitativ Gleichwertiges entgegensetzen muß, wenn nicht schon allein die überlegene Qualität der feindlichen Rüstung zum Mißerfolg führen soll. Genau wie im zivilen Leben der Kleine nur dann bestehen kann, wenn die Qualität seiner Arbeitsmethoden und Mittel derjenigen des großen Konkurrenten gewachsen ist, genau so verhält es sich zwischen Heeren von Groß- und Kleinstaaten. Es ist noch niemandem eingefallen, einer an Umfang kleinen Industrie oder Wirtschaft deswegen einen Vorwurf zu machen, weil sie sich der gleichen Maschinen bedient, wie diejenige des zahlenmäßig leistungsfähigeren Nachbarn. Der zu erstrebende größere Nutzeffekt, um konkurrenzfähig zu bleiben, muß beim

Kleinen im Heer, wie im zivilen Leben, durch eine bessere Schulung und Führung erreicht werden.

Es wäre nun aber zweifellos wirklichkeitsfremd zu glauben, die Armee des Kleinstaates könne all das umfassen, was ein Großer für richtig befindet und einführt. Ich habe nur davon gesprochen, daß die *wesentlichen Teile* der Rüstung gleichwertig sein müssen. Es gibt Dinge wie Bomberformationen, Transport- und Verteilungsorganisationen für große Distanzen, Geniematerial zur Überbrückung großer Ströme usw. usw., die der Kleine gar nicht braucht, weil das Ziel seiner Armee nicht darin liegt, den Feldzug in die Weite von Erdteilen zu tragen. Und andererseits gibt es heute wie zu allen Zeiten Dinge, die der Kleine einfach nicht zu erreichen in der Lage ist, auch dann, wenn sie an und für sich wünschbar erscheinen. Es liegt nun vorläufig ganz einfach außerhalb des Bereiches von Kleinstaaten, Atomgeschosse oder Fernraketen zu verwenden, weil ihre Mittel beim heutigen Stand der Technik das gar nicht zulassen. Das braucht nicht für alle Zeiten gleich zu bleiben. Es ist denkbar, daß in einer fernerer Zukunft auch derartige Dinge zur normalen Rüstung aller Staaten gehören werden, heute sind es erst einzelne, die darüber verfügen. So hat es auch in der Armee keinen Sinn, Dingen nachzujagen, die sich einfach im gegebenen Zeitpunkt *und noch auf lange Sicht* nicht verwirklichen lassen. Diesen Umstand aber zum Vorwand zu nehmen, um auch auf den Gebieten, in denen ein Fortschritt möglich ist, nichts zu tun, weil man auch da auf Schwierigkeiten und Widerstände stößt, ist nicht nur wirklichkeitsfremd, sondern zeugt letzten Endes von mangelnder Einsicht in die eigene Verantwortung. Denn schließlich sind wir uns alle darüber im klaren, daß es in den Dingen des Krieges um Existenzfragen geht und daß alle auf diesem Gebiete Mitsprechenden nur dann ihre Pflicht getan haben werden, wenn alle praktischen Möglichkeiten im Frieden ausgeschöpft worden sind. Ich sage ausdrücklich Mitsprechenden, denn Mitsprache ist nicht nur ein Recht, sondern wirkt auch verpflichtend! Wer aber in der Gemeinde oder anderswo sein Mitspracherecht vor allem dazu benützt, dem Gemeinderat am Zeug zu flicken und darzutun, daß keinerlei naturgemäß mit Kosten verbundene Neuerungen durchgeführt werden sollen, weil es ja doch nicht gelingen könne, es der benachbarten Stadt gleich zu tun, hat zum wahren Fortschritt noch selten etwas beigetragen.

Wir dürfen uns durch Zahlen nicht bluffen lassen. Der Wert einer Armee bemißt sich nicht vor allem an ihrer Größe, sondern an ihrer Moral, ihrer Führung und der Qualität ihrer Waffen. Zwischen den drei ausschlaggebenden Faktoren herrscht ein inniger Zusammenhang, und es wäre wohl noch irriger, einen Mangel in der Qualität der Waffen ausgleichen zu wollen durch die Hoffnung auf

eine bessere Moral, als umgekehrt. Zahlen allein und Schwierigkeiten aller Art sind kein Grund dafür, ein *non possumus* auszusprechen und als Abhilfe zu theoretischen Erwägungen zu greifen, die gegen das Feuer der feindlichen Waffen nichts auszurichten vermögen. Denn das Schicksal im Gefecht ist nicht vor allem eine Angelegenheit des Geistes, sondern des Herzens und der Wirkung der eigenen Waffen.

DEUTSCHLAND HEUTE

VON FRITZ NEUMARK

I.

Wer nach Jahresfrist Deutschland wieder betritt, ist aufs stärkste beeindruckt von den tiefgreifenden Wandlungen, die sich dank der *Währungsreform* auf wirtschaftlichem Gebiete vollzogen haben. Selbst viele Deutsche sind geneigt, angesichts dieser Wandlungen — ähnlich wie vor 25 Jahren nach Einführung der Rentenmark — von einem «Wunder» zu sprechen, und in der Tat grenzt der jähe Übergang von einem nahezu vollkommenen Warenmangel zu einer — zumindest relativen — Fülle ans Wunderbare.

Am auffälligsten tritt diese Fülle in den Auslagen der Geschäfte in Erscheinung, in denen nunmehr beinahe alle Dinge wieder zu finden und — nicht mehr gegen Tausch oder im Schwarzhandel, sondern für jedermann zugänglich gegen DM — zu erstehen sind, die zum Teil schon lange vor dem Zusammenbruch verschwunden waren. Daneben konstatiert man etwa mit Befriedigung, daß die unerträglichen und unnatürlichen Zustände, die im Eisenbahnverkehr während der letzten Jahre herrschten, normalen Verhältnissen Raum gemacht haben. Man kann fast in allen Zügen wieder ohne große Schwierigkeiten einen Sitzplatz finden, da der Personenverkehr der Reichsbahn in der Bizone auf etwa ein Viertel des Umfangs zurückgegangen ist, den er im Mai aufwies.

Die wesentliche *Einschränkung des Rationierungssystems* hat zur Folge gehabt, daß Schleich- und Schwarzhandel zwar noch keineswegs völlig verschwunden sind, wohl aber auf zahlreichen Gebieten erheblich an Bedeutung verloren haben und daß, namentlich infolge des Fortfalls des Zwanges, sich Kartoffeln, Gemüse, Obst und ähnliche